

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE (IZPH)

Herausgegeben von Andreas Graeser, Dominic Kaegi, André Laks und Enno Rudolph

Beiräte: Rémi Brague (München), Cinzia Ferrini (Triest), Luc Ferry (Paris), Dorothea Frede (Hamburg), Karen Gloy (Luzern), Charles Larmore (Chicago), Aram Mattioli (Luzern), Gabriel Motzkin (Jerusalem), Hans Peter Schütt (Karlsruhe), Franco Volpi (Padua), Heinz Wismann (Paris), unter Mitarbeit von Axel Honneth (Frankfurt a. M.) und Glenn W. Most (Pisa).

Inhalt

Editorial	3
-----------------	---

Beiträge

<i>Francis Cheneval (Zürich): »Zivilmacht« – Erörterungen zum Begriff und seiner Anwendung auf die Europäische Union</i>	5
<i>Nicolas Stockhammer (Berlin): Die Dialektik politischer Macht. Der Melierdialog im Lichte aktueller Machttheorien</i>	23
<i>Wolfgang Kersting (Kiel): Die prometheische Erfindung. Thomas Hobbes über Furcht und Macht</i>	44
<i>Jean-Claude Wolf (Fribourg): Nietzsches Wille zur Macht</i>	71
<i>Julian Nida-Rümelin (München): Die normativen Bedingungen der Macht</i>	85

Diskussionen

<i>Odo Marquard (Gießen): Vernunft und Humor. Vom Sieg des So-ist-es über das So-hat-es-zu-sein</i>	102
<i>Helmuth Pape (Bamberg): Logik, Zeichen und Wirklichkeit. Charles S. Peirce über die Ordnung von Denken und Handeln</i>	112
<i>Dimitri Ginev (Sofia): Die hermeneutisch-logische Auflösung der ontisch-ontologischen Differenz. Zu Georg Mischs Kritik an Heidegger</i>	130
<i>Andreas Graeser (Bern): Tatsachen als konstitutive Eigenschaften der Welt – Bemerkungen zu George Englebretsens neuer Korrespondenztheorie der Wahrheit ..</i>	145
<i>Alexander Thumfart (Erfurt): Herfried Münkler, Imperien</i>	148
Autorenverzeichnis	154

Anschriften der Herausgeber, der Redaktion und des Verlags:

Prof. Dr. Andreas Graeser, Universität Bern, Institut für Philosophie, Länggassstrasse 49 A/ Unitobler, CH-3000 Bern 9

Dr. Dominic Kaegi, Universität Luzern, Philosophisches Seminar, Kasernenplatz 3/PF 74 55, CH-6000 Luzern 7

Prof. Dr. André Laks, Université Charles de Gaulle-Lille 3, Institut Universitaire de France, UMR 8519 Maison de la Recherche, B. P. 149, F-59653 Villeneuve d'Ascq

Prof. Dr. Enno Rudolph, Universität Luzern, Philosophisches Seminar, Kasernenplatz 3/ PF 74 55, CH-6000 Luzern 7

Rayk Meckel, Universität Luzern, Kasernenplatz 3/PF 74 55, CH-6000 Luzern 7. E-Mail: rayk.meckel@unilu.ch

Verlag J. B. Metzler, Postfach 10 32 41, D-70028 Stuttgart

Logik, Zeichen und Wirklichkeit. Charles S. Peirce über die Ordnung von Denken und Handeln¹

Von Helmut Pape (Bamberg)

Was können wir mit formaler Logik und Mathematik philosophisch anfangen, was helfen sie uns besser zu verstehen oder zu erklären? Können wir etwa die Wirklichkeit des Zusammenhangs zwischen der Welt und zwischen den Menschen in ihr mittels formaler Logik besser verstehen? Charles S. Peirce gehört zu jenen Philosophen, die der Meinung sind, dass formale Logik und Mathematik, richtig eingesetzt und interpretiert, einen entscheidenden Beitrag zu dem Versuch der Philosophie leisten kann, ein angemesseneres Welt- und Menschenbild zu liefern.

Wer ausgehend von Logik und Mathematik philosophiert, für den ist das folgerichtige Denken, das zu neuen Einsichten führen kann, selbst eine ebenso erstaunliche wie entscheidende menschliche Fähigkeit. Noch unmittelbar bevor er 1914 starb, dachte Peirce über Logik nach: Über das Wunder, dass es uns gelingt, folgerichtig logisch zu denken und dadurch etwas neu zu erkennen. Dies Wunder besteht für ihn aber gerade darin, dass es die vorbewussten geistigen Prozesse sind, die das bewusste logische Denken erfolgreich leiten. Er schreibt 1913: »Wenn es geschieht, dass man zu einer neuen Überzeugung aufgrund bewußter Entwicklung aus einer vorhergehenden Überzeugung kommt – ein Ereignis, das nur infolge einer dritten Überzeugung (die irgendwo in einer dunklen Kammer des Geistes gespeichert ist) eintreten kann, welche in einer passenden Relation zu jener zweiten steht –, so nenne ich ein solches Ereignis eine *Schlussfolgerung* oder ein *Schließen*.«² Dass wir zu einem folgerichtig logischen Denken fähig sind, das uns erfolgreich die Wirklichkeit harter Fakten erfassen hilft, hat Peirce zu einem Ausgangspunkt seines Philosophierens gemacht.

»Folgerichtig logisch« – ist das nicht viel zu eng, geradezu logozentrisch gedacht? Wie können denn logische Beziehungen zwischen Zeichen so umfassend sein, dass sie das Gewebe der Zeichen mit der Wirklichkeit in Beziehung setzen? Und wie kann die Beziehung von logisch geordneten Zeichen zum Handeln und Wahrnehmen, von denen der Pragmatismus spricht, ebenfalls etwas folgerichtig

¹ Dieser Aufsatz basiert auf einem Vortrag, den ich an den Universitäten Bremen, Witten-Herdecke und Luzern gehalten habe.

² Charles S. Peirce. *Semiotische Schriften 3*, hrsg. und übersetzt von Christian Kloesel und Helmut Pape, Frankfurt a. M. 1993, 474.

Logisches sein oder auch nur damit zu tun haben? Nach allgemeinem Verständnis sind Handeln und Tun einer logischen Rationalität weitgehend entzogen. Ein Schlag ins Gesicht, so sagen politische Aktivisten, ist ein Argument, das tausend Jahre Weisheit überrennt. Und Nietzsche ist noch um einiges radikaler, wenn er verschiedentlich überlegt, dass keine Tat ist für sich genommen wert sei, getan zu werden. So könnten wir vielleicht so gar vermuten, in diesem Punkt Nietzsche durch Wittgenstein ergänzen zu dürfen. Dieser hat an einer berühmten Stelle der »Philosophischen Untersuchungen« darauf hingewiesen, dass alle Begründungen enden müssen und wir dann nur noch handeln können.³ Aber wer kann uns denn zwingen, dass wir eine Handlung nur für sich nehmen müssen? Und wer sagt denn, dass wir nicht auch unsere Überzeugungen über das Verhältnis der Handlungen und Taten zueinander haben, wenn wir »nur noch handeln« können?⁴ Dann aber sind Handlungen, Überzeugungen und Wahrnehmungen viel enger miteinander verknüpft als wir philosophisch gemeinhin annehmen. Um diese Verknüpfung soll es in den folgenden Überlegungen gehen. Wir werden Peirces philosophische Deutungen logischer und mathematischer Konzepte daraufhin befragen, ob sie uns das allgemeine Gewebe des menschlichen Handelns, also nicht allein Beziehungen zwischen Sätzen, sondern auch Beziehungen zwischen Überzeugungen, Erlebnissen, Wahrnehmungen und Handlungen, verständlich machen kann.

Warum aber kann man Peirce' logikorientiertes Philosophieren über den Zusammenhang von Denken und Handeln mit den Begriffen »Logik, Zeichen und Wirklichkeit« fassen? Zunächst hört sich das nach einer beliebigen Reihung an, die man im Falle von Peirce zumindest noch fortsetzen möchte mit dem philosophischen Begriff, mit dem sein Namen vor allem verknüpft ist – Pragmatismus. Ist das nicht jene erste amerikanische Philosophie, die von Peirce begründet wurde? Doch mit den »ismen«, die für ganze Familien von Theorien stehen, ist das so eine Sache – von ihnen geht eine abstrakte, leicht klapperige Leere aus. Umso leichter lässt sich mit ihnen hantieren. Wenn ich mit den drei Begriffen »Logik, Zeichen, Wirklichkeit« grundlegende Motive und Thesen der Philosophie von Peirce verknüpfe, so will ich die Position des Pragmatismus nicht vermeiden. Im Gegenteil: Das Ziel wird es sein, den Pragmatismus in das Gewebe umfassenderer philosophischer Bezüge einzufügen, in denen die drei genannten Begriffe zueinander im Peirce'schen Denken stehen. Dabei gehört der Begriff des

3 In § 217. heißt es: »Habe ich die Begründungen erschöpft, so bin ich nun auf dem harten Felsen angelangt, und mein Spaten biegt sich zurück. Ich bin dann geneigt zu sagen: ›So handle ich eben.‹« (Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M. 1971, 133).

4 Die erforderliche Gewichtung zu § 217. liefert § 206: »Die gemeinsame menschliche Handlungsweise ist das Bezugssystem, mittels dessen wir uns eine fremde Sprache deuten.«

Zeichens in den Bereich der formalen Logik, die allerdings in der Semiotik einen weitgehend nicht-formalen Teil hat.

Doch was ist mit dem heiklen und vagen Begriff der Wirklichkeit? Anders als die meisten zeitgenössischen Semiotiker, ist Peirce sein Leben lang Realist geblieben und hat sogar eine besonders radikale Form des Realismus vertreten. Dieser radikale Realismus (der dem Idealismus nicht ganz fernsteht) behauptet, dass Universalien, Naturgesetze und sogar die kulturellen Hervorbringungen und Gewohnheiten des Menschen eine unabhängige Wirklichkeit beanspruchen dürfen, gerade weil menschliches Handeln zum Entstehen dieser unabhängigen Wirklichkeit beitragen kann. Doch können wir von einer unabhängigen Wirklichkeit sprechen, zu der wir durch unser Handeln beitragen und die wir doch, philosophierend und wissenschaftlich erkennen wollen? In deutschen Landen ist es üblich, bei angelsächsischen Denkern an diesem Punkt einen schädlichen Zirkel einer unbedachten Reflexivität des philosophischen Denkens zu vermuten. Vor diesem Reflex gegenüber dem Peirce'schen Denken, das von Anfang an das Verhältnis von Gedachten und Ungedachten, Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit in den Blick nimmt, möchte ich warnen. Leider kann ich an dieser Stelle nicht die Grade der Unabhängigkeit und Abhängigkeit zwischen Denken und Wirklichkeit klären, die hier eigentlich unterschieden werden müssten. Doch kann ich dieser Schwierigkeit insofern Rechnung tragen, dass ich mich einer Analogie bediene, die ich, in einer ersten Skizzen, näher ausführen werde: Peirces Philosophieren ist von einem Selbstverständnis bestimmt, das das Verhältnis zwischen Denken und Wirklichkeit analog dem Herstellen eines Gewebes, einer Tapiserie, auffasst zu dem es selbst einen Beitrag zu leistet. Dies ist so zu verstehen, daß unser logisches Denken aus Wahrnehmungen, Annahmen, Thesen und Handlungen ein Gewebe fügt, das an die Wirklichkeit anschließt, die sie versteht.

Warum soll die Analogie zu einem Gewebe dem peirceschen Denken angemessen sein? Inwiefern wird sein Beitrag zur Philosophie dadurch charakterisiert und in welcher Beziehung steht das peircesche Denken zu der großen Traditionen der Philosophie? Peirce sah die Aufgabe der Philosophie darin, einen aufgeklärten und erklärungsmächtigen Begriff von Allem zu bilden.⁵ Was aber ist dieses Alles, das

⁵ In den Entwürfen zur evolutionären Kosmologie spricht er diesen Anspruch seines Philosophierens klar aus: »Das Ziel einer Theorie ist, etwas verständlich zu machen. Das Ziel der Philosophie ist, alles verständlich zu machen. Die Philosophie postuliert somit, daß die Naturvorgänge verständlich sind. *Postuliert* sage ich, nicht: nimmt an. Es mag sich anders verhalten; aber nur soweit es sich so verhält, kann die Philosophie ihren Zweck erfüllen. Sie ist daher gehalten, sich *nach* dieser Annahme *zu richten*, sei sie nun wahr oder nicht. Sie ist eine verzweifelte Hoffnung. Aber soweit der Naturprozeß verständlich ist, ist der Naturprozeß mit dem Vernunftprozeß identisch. Es muß praktisch angenommen werden, daß das Gesetz des Seins und das Gesetz des Denkens eins sind.« (*Charles S. Peirce. Naturordnung und Zeichenprozeß – Schriften über Semiotik und Naturphilosophie*, herausgegeben mit Vorwort von Ilya Prigogine, übersetzt von B. Kienzle, Frankfurt a. M. 1991, 133).

wir begreifen wollen? Zu dieser Grundfrage der Philosophie sei hier nur soviel gesagt: Dies »Alles« ist jener unausschöpfbare Zusammenhang der Dinge, der uns einschließt und der weitgehend von unserer Einflussnahme und Wünschen unabhängige Gegebenheiten und Abläufe umfasst. Doch wie kann man etwas verstehen wollen, für das es keine bestimmte Grenze hat? Peirce hat gesehen, dass die Denkanstrengungen von 2000 Jahren eines gezeigt haben: Wir können darauf eine Art von Antwort nicht geben: Die Antwort »Alles ist X«, wobei X irgendeine, wie auch immer komplexe Beschreibung allen Seins ist, ist falsch. Damit ist aber das Projekt der Philosophie nicht beendet. Vielmehr ist nur eine einfache Form von philosophischen Theorien, die man essentialistische Metaphysik nennen könnte, ausgeschlossen. Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts Peirce diese Unmöglichkeit eingesehen hat, hat er das Projekt, die Wirklichkeit verstehen zu wollen, nicht aufgegeben. Darin unterscheidet er sich von manchen heutigen Pragmatisten wie z. B. Richard Rorty, Hilary Putnam und Ian Hacking.

I. Die Wachstumslogik des Gewebes der Zeichen und der Pragmatismus

Welche Alternative bleibt, wenn wir uns vom Ansatz der essentialistischen Metaphysik verabschieden? Peirce entscheidet sich für die folgende Alternative: Das Gewebe des Zusammenhangs der einander interpretierenden und ergänzenden Zeichen erhält durch die Logik eine Struktur, die sie zu einem offenen Prozess macht durch den das Gewebe der Zeichen wächst und den Bezug zu den kontingenten und individuellen Umständen des Wachstums zu bewahren vermag. Der Zusammenhang der Zeichen ist so veränderlich und revidierbar, dass er sich gegenüber allem öffnet, was auch immer als Wirklichkeit uns zum Objekt von Erkenntnis wird.

Entsprechend können wir unser Bild des Gewebes präzisieren: Unser Gewebe hat eine anpassungsfähige, aber invariante Struktur von Kettfäden und es ist die Logik und Mathematik, die sie uns zugänglich macht und offenlegt. Das Grundgewebe der Logik bestimmt den Zusammenhang der Struktur und Abfolge der Zeichen, in die hinein die einzelnen verschiedenen Farben und Wollenarten gewoben werden können, die letztlich das fertige Gewebe ergeben. Nur geht es hier nicht um eine Decke, einen Schal oder einen Teppich, sondern um ein Gewebe, das immer weiter wachsen kann. Das im Erkennen produzierte »Gewebe« unseres Verstehens hat also keine angebbare Grenze. Und wir sind manchmal gezwungen, an die alte Struktur der Kettfäden eine neue Ordnung und Struktur anzufügen. Wie aber können wir die Entsprechung zum Tun des Webers oder der Weberin beschreiben, die sowohl die Ordnung der Kettfäden wie das Einfügen der Gewebefäden ausführt? Eben dies zu erklären ist die Aufgabe des Pragmatismus: Er beschreibt die Methode eines Vorgehens, dass die richtigen Verknüpfungen zwischen den konkreten Zeichen deshalb zustande bringt, weil sie

die Wahrnehmungen handelnd planvoll in den Zusammenhang der Zeichen einfügt, den konkreten Inhalt von Erfahrung in den logischen Zusammenhang stellende, der uns weiterführt. In unserem Bild formuliert: Der Pragmatismus beschreibt das Tun der erkennenden Subjekten, das dem entspricht, was Weber oder Weberin am Webstuhl tun: Die Kettfäden aufziehen und beim Weben Materialien von außerhalb des Gewebes gezielt in dessen Struktur einfügen. Kurzum, unser Verstehen und Erkennen produziert ein logisches Gewebe von Zeichen, das aufgrund planvollen Handelns in eine Wirklichkeit hineinwächst, die es durch sein Wachstum verständlich macht.

II. Die Rationalität im Wachstum des Verstehens

Gehen wir von unserem Bild aus und versuchen wir noch etwas deutlicher zu sagen, was es uns zeigt. Die von Menschen hergestellten Zeichen, Darstellungen, Aussagen – z. B. die Formulierungen dieses Vortrags – sind die Fäden, die ein Gewebe bilden, dessen Struktur durch das Gerüst der kräftigen Stütz- und Kettfäden der logischen Beziehungen zusammengehalten und verknüpft wird. In diesem Gewebe fangen wir die Wirklichkeit und wir tun dies, in dem wir Webmaterial und Strukturgewebe auf immer neue Weise zusammenfügen – und es zur einer neuen Wirklichkeit werden lassen. Dieses Verweben der Zeichen im Webstuhl der Erkenntnisprozesse beschreibt der Pragmatismus: Das Material, das so verwoben wird, sind die Wahrnehmungen, Erfahrungen und Handlungen, die wir auf der Ebene der Zeichen zu dem komplexen Gewebe zusammenfügen, das schließlich unser Verstehen der Wirklichkeit ergibt.

Doch hier stellen sich Probleme mit unserer Analogie ein: Wie können denn logische Beziehungen zwischen Zeichen so umfassend sein, dass sie das Gewebe der Zeichen mit der Wirklichkeit in Beziehung setzen? Und wie kann die Beziehung der Zeichen zum Handeln und Wahrnehmen, die der Pragmatismus vorschreibt, ebenfalls etwas folgerichtig Logisches sein oder auch nur damit zu tun haben? Wir sollten die Analogie des Webens nicht überstrapazieren. An diesem Punkt wollen seine Voraussetzung in einige explizite Fragen umzusetzen, durch die Peirces Philosophieren über die Beziehung zwischen Zeichen, Logik und Wirklichkeit explizit thematisiert wird. Dabei werde ich mich auf drei Fragen beschränken:

1. Was ist unter Logik zu verstehen? Welche Art von logischen Beziehungen ist geeignet, so verschiedene Dinge wie Zeichen, Aussagen, Handlungen und denkunabhängig Objekte zueinander in Beziehung zu bringen und wodurch ist das möglich?

2. Welche Eigenschaft der Zeichen ist es, die es ihnen ermöglicht, ein Gewebe sowohl zu bilden als auch es fortzuentwickeln? Die Zeichen sind gleichzeitig Material und Produkt unseres Verstehens der Wirklichkeit. Ist das möglich, ohne dass es zu einem Zirkel kommt?

3. Kann es im logischen Gewebe der Zeichen ein Verständnis von Wirklichkeit geben, das sie als von Zeichen unabhängig erweist? Können wir etwas über die Struktur der Wirklichkeit sagen, wenn wir davon ausgehen, dass ein unab-schließbares Gewebe von Zeichen uns gestattet, uns mit ihr in lebensbewahrenden Kontakt zu bringen? Gibt es eine metaphysische Konzeption von Wirklichkeit, die mit der logisch-semiotischen Sicht des Pragmatismus verträglich ist?

Diese drei Fragen können in einem einzigen Aufsatz nicht vollständig beantwortet werden.⁶ Eine gute Annäherung ist jedoch möglich, da es einen vereinheitlichenden Aspekt gibt: Alle drei Fragen zielen auf die Möglichkeit eines konsistenten Zusammenhangs, den das Bild des offenen, logisch strukturierten und handelnd hergestellten Gewebe der Zeichen veranschaulicht. Es reicht also für eine erste Antwort aus, wenn deutlich werden könnte, dass es ein übergreifendes, diesen Zusammenhang herstellendes Prinzip gibt, das unser Bild vom offenen Gewebe der Zeichen, das Logik, Zeichen und Wirklichkeit in eine produktive Beziehung bringt, veranschaulicht hatte.

Um was für ein Prinzip des Zusammenhangs kann es sich dabei handeln? Wir wissen folgendes: Es geht um die strukturierende Eigenschaft der Beziehung zwischen einem beliebigen Zeichen, jedem weiteren Zeichen, wobei auch Gedanken, Wahrnehmungen, Handlungen und Überzeugungen als zu verknüpfenden Dinge in Frage kommen. Es geht darum wie diese Verknüpfungsbeziehung zustande kommt und wie sie aufgebaut sein kann. Ihr strukturierter Aufbau soll dafür sorgen können, dass wir uns so auf unsere Handlungen und Wahrnehmungen beziehen, dass wir verstehen, worum es geht, wenn wir im jeweiligen Fall erfasst haben, wozwischen diese Beziehung besteht. Damit ist gemeint: welche Erfahrungen und Handlungen sie uns zu verknüpfen gestattet. Ein Prinzip, das eine komplexe Beziehung zwischen unterschiedlichen Dingen beschreibt und dadurch erst Verstehen ermöglicht, sagt uns vielleicht auch, wie wir methodisch Erfahrungen herstellen oder nachvollziehen können, um einen Zusammenhang zu erkennen und zu erklären. Wir wollen ein solches Prinzip eine »strukturelle Rationalitätsanforderung« nennen.

Wenn diese Überlegungen bis hierher tragfähig sind, dann sollte der Pragmatismus eben dies können: Er sollte eine strukturelle Rationalitätsanforderung formulieren. Ob dem so ist, wollen wir anhand des Prinzips überprüfen, durch dessen Formulierung der Pragmatismus einst begründet wurde. Ich meine jenes von Peirce 1878 formulierte Prinzip, das man später als »pragmatische Maxime« (PM) bezeichnet hat. Dass es sich dabei um eine strukturelle Rationalitätsanforderung

⁶ Erste, ebenfalls nicht ganz vollständige Antworten kann der interessierte Leser dem kleinen Buch *Charles S. Peirce. Zur Einführung*, Hamburg 2004 und den Peirce-Teilen des größeren Bandes *Der dramatische Reichtum der konkreten Welt. Der Ursprung des Pragmatismus im Denken von William James und Charles S. Peirce*, Weilerswist 2002 entnehmen.

handeln könnte, darauf deutet bereits hin, dass Peirce es als Antwort auf die Frage formuliert, wie unsere Gedanken zu klären sind. Er fragt sich in dem entsprechenden Aufsatz »Über die Klarheit der Gedanken«, wie wir vorzugehen haben, wenn wir die Klarheit unserer Überzeugungen herstellen wollen und formuliert eine entsprechende Vorgehensweise als Anforderung an eine vernünftige Erkenntnisstrategie. Die PM lautet:

»Überlege, was für Wirkungen, von denen wir denken, daß sie praktische Bedeutung besitzen könnten, wir dem Gegenstand unseres Verstehens in unserer Vorstellung zuschreiben. Unser Verstehen dieser Wirkungen ist dann das Ganze unseres Verstehens des Gegenstands.«⁷

Ist mit der Forderung der PM nach der Erwägung denkbarer praktischer Bedeutung eine strukturelle Rationalitätsforderung formuliert? Dass dem so ist werden wir daran noch sehen können, dass diese vernünftige Erkenntnisstrategie einen logischen Zusammenhang herstellen muss, wenn sie erfolgreich ist. Doch um zunächst besser zu verstehen, was diese kompliziert formulierte methodische Erkenntnisstrategie besagt, ist es hilfreich, sie alltagssprachlich umzuformulieren. Sie besagt dann:

Wenn Du wissen willst, das etwas, was Du verstanden zu haben glaubst, was also ein Gegenstand Deines Nachdenkens ist, tatsächlich bedeutet, so überlege Dir weiterhin, in welchen Handlungs- und Wahrnehmungssituationen dieser Gegenstand eine Rolle spielt. Dein Verständnis des Gegenstands *kann sich als nichts anderes erweisen* als das Verständnis der Handlungs- und Wahrnehmungssituationen, in denen er praktisch unverzichtbar ist.

Diese Umformulierung hilft uns das mit der PM verbundene Problem zuzuspitzen: Denn wieso müssen wir praktische Wirkungen, also Handlungs- und Wahrnehmungssituationen, kennen, um einen klaren Begriff eines Gegenstands zu erhalten? Wenn wir das Ziel verfolgen, die Bedeutung eines Begriffs von einem Objekt zu klären, kann seine Bedeutung nicht von unserem Denken abhängen: Es geht uns, wenn wir nach der Bedeutung eines Begriffs fragen, um das, was alle Menschen objektiv darunter verstehen. Leute, die darauf bestehen, das die Bedeutung der Aussage »Dies ist ein Storch« mit dem Hinweis auf eine kleine weiße Maus hinreichend geklärt ist, machen einen Fehler, der sie in Gegensatz zu den meisten Verwendern der deutschen Sprache bringt. Und, begehen sie Fehler die-

⁷ Meine Übersetzung von: »Consider what effects, that might conceivably have practical bearings, we conceive the object of our conception to have. Then, our conception of these effects is the whole of our conception of the object.« (CP 5.402.) Mit der Dezimalnotation, z. B. 5.402 wird der fünfte Band und 402. Abschnitt der »Collected Papers of Charles Sanders Peirce« zitiert, Bd. I-VI, hrsg. v. Charles Hartshorne und Paul Weiss, Harvard UP, 1931–35; Bd. VII u. VIII, hrsg. v. Arthur W. Burks, Harvard UP, 2. Aufl.: The Belknap Press of Harvard UP, 1958.

ses Kalibers häufiger, werden sie Schwierigkeiten bekommen, sich in unserer normalen Alltagswelt zu Recht zu finden und mit den anderen Sprechern zu Recht zu kommen. Sie werden dann von uns nicht mehr als normale Sprecher und verlässliche Informanten eingeschätzt.

Wollen wir diese objektive und intersubjektive Bedeutung eines Begriffs klären, so erreichen wir dies, wenn wir die durch diesen Begriff möglicherweise charakterisierbaren Zusammenhänge zwischen Handlungen und Wahrnehmungen berücksichtigen, die aufgrund intersubjektiver Bedingungen unabhängig von unserem Denken und Meinen für den Begriff des Gegenstand herstellbar sind. Wie können wir aber die Bedingungen der Intersubjektivität und Objektivität in den Zusammenhang unserer Erfahrung übertragen? Dies, so schlägt Peirce vor, tun wir dadurch, dass wir den Gegenstand unseres Begriffs konstant halten. Alles das, was in Handlungen und Erfahrungen identisch und unthematisiert bleiben kann – was sich in wechselnden Situationen durchhält – kann uns als Gegenstand dienen.

Anders gesagt: Die PM fordert uns auf, jene kontingenten Identitäten der Objekte unseres Verstehens und unserer Überzeugung ausfindig zu machen, die praktische Unterschiede in ihrer Bedeutung in wechselnden Situationen zeigen – und gleichwohl als ein identischer Anteil identifizierbar sind. Ein Objekt unseres Denkens ist somit dann geklärt, wenn es durch die Beziehung auf die möglichen Situationen unseres Handelns und Wahrnehmens identifizierbar ist, auch wenn sich alle möglichen anderen Eigenschaften verändern.

Die PM schlägt uns vor, dass wir eine bestimmte Art von Zusammenhang zwischen nämlich die auf das Handeln und Wahrnehmen in unserem Nachdenken herstellen sollten, wenn wir den Gehalt unsere Überzeugungen über einen Gegenstand klären wollen. Ich begreife etwas nur dann klar, wenn ich einen Gegenstand in den unabhängigen Relationen erfasst habe, die durch mein Handeln und Wahrnehmen erst möglicherweise zugänglich werden. Das von uns gesuchte übergreifende Zusammenhangsprinzip war durch das Bild vom Weiterführen des offenen Gewebes der Zeichen veranschaulicht werden. Es kann deshalb nur durch eine Rationalitätsanforderung erfasst werden, die dahingehend wirkt, dass sie fordert, unser Denken, Handeln und Wahrnehmen durch das Identifizieren von Objekten zu ordnen und zu verknüpfen. Wir setzen diese Rationalitätsanforderung um, indem wir unseren Überzeugungen eine Ordnung geben, die Handlungen und Wahrnehmungen so einbezieht, dass die Identität des Gegenstands gewahrt bleibt.

Was muss für die logischen Beziehungen gelten, die der Rationalitätsanforderung entsprechend und eine Bedingung für ihre Umsetzung bilden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst klären, was wir unter der »Ordnung« des Zusammenhangs der Folge der Überzeugungen und Begriffe zu verstehen haben. Welche Rolle kann irgendeine Form von Ordnung für den Prozess der Bildung von Überzeugungen und Zeichen überhaupt spielen?

3. Die Ordnung des Pragmatismus und die Logik kontingenter Identität

Der Begriff der Ordnung, von dem die hier vorzuschlagende Interpretation abhängt, wird in der Pragmatischen Maxime verwendet, er wird aber nicht explizit gemacht. Doch ist diese Ordnung der Aufrechterhaltung der kontingenten Identität des Gegenstandes unseres Verstehens in der normativ gebotenen Umsetzung von Rationalität im semantischen Alltag zusammenhängender Erfahrung immer schon enthalten: Wir können nicht anders als solche kontingenten Identitäten suchen, sie erproben und sie in unserem Verstehen von Erfahrung festhalten. Wenn wir etwas über einen Gegenstand erfahren und seine Beschaffenheit erfassen wollen, müssen wir unsere begrifflichen Symbolisierungen dieses Objekts so aufeinander beziehen können, daß der Zusammenhang zwischen unseren Überzeugungen eine maximale Menge von Informationen über diesen Gegenstand miteinander verknüpft und dadurch zugänglich macht. Das erfolgreich erfasste Verhältnis der Identitäten und Differenzen ist die Voraussetzung für jedes richtige Auffassen von Informationen. Einsichten wie die folgende:

(1) »Der Peter mit dem roten Buch ist dieselbe Person wie derjenige, den Du den Angeber mit dem Sportwagen genannt hast.«

sind kontingente Identitätsaussagen, die unterschiedliche und voneinander getrennte Überzeugungen miteinander verknüpfen können. Wenn es uns aber tatsächlich um Objektivität geht, dann ist es notwendig, die kontingenten Identitäten in unsern Wissen herzustellen: Nur so ist es möglich, die objektive Identität eines Gegenstands zu erkennen. Diese Forderung hat aber einen normativen Anspruch und deshalb beschreibt Peirce sie als eine ethische Forderung der Ethik an die Logik. Meistens handelt es sich dabei um implizite Erkenntnisstrategien, die man mit einem schwachen Imperativ wie »Halte einen maximalen Grad an Identität unter den Objekten Deines Denkens und Wissens auch in wechselnden Kontexten aufrecht« explizit formulieren kann. Sie sind eben jene trivialen Imperative, welche die pragmatische Maxime als Methodik unseres Kenntniserwerbs verlangt – wenn wir unser Denken »klären« wollen. Daraus ergibt sich kein Einwand gegen den Pragmatismus: Es geht im Pragmatismus, im Gegenteil, um die Kontinuität zwischen alltäglichem Lernen an der Erfahrung und wissenschaftlichen Vorgehen.

Im Zusammenhang des peirceschen Philosophierens sind Ethik und Ästhetik philosophische Disziplinen, die der Logik vorausgehen, weil sie etwas zum Verstehen der handlungs- und wahrnehmungsabhängigen Bedingungen unserer Erkenntnisstrategien beitragen.⁸ Das Herstellen der Objektivität, die aus der logi-

⁸ 1903 beschreibt Peirce die Ethik als »Theorie des selbstkontrollierten oder überlegten Handelns.« Und er fügt, mit Blick auf die an Vorgaben der Ethik für die Semiotik und

schen Identität der Objekte unseres Denkens und Wissens besteht, ist das Ziel logischen Denkens und Erkenntnisgewinns. Es ist deshalb auch keine alleinige Voraussetzung von Philosophie und Wissenschaft. In Hinblick auf die zu Identitätsbewahrende Objektbeziehung kann die Logik als ein Zweig der Ethik verstanden werden: »Wir denken in Zeichen; ... daß die Zeichen wirklich die Objekte darstellen, die sie vorgeben darzustellen. Logik ist deshalb fast ein Zweig der Ethik, da er die Theorie der Kontrolle der Zeichen hinsichtlich ihrer Relation auf ihre Objekte ist.«⁹

Die PM unterstellt also eine durch unser methodisches Erkenntnisverhalten herzustellende Ordnung für die charakteristisch verknüpften Teile von Denk- und Erkenntnisprozessen. Jedes Erfassen von *Folgerungen aus Überzeugungen (Wahrnehmungen) und Handlungen* ist gleichzeitig die Konstruktion einer neuen Überzeugung über identitätsfördernd vereinheitliche Beziehungen. Durch das Herstellen dieser Ordnung von Identitätsbeziehungen in unserem Denken ist es dann möglich, die kontingente Identität von Gegenständen als Objekte des Handelns und Denkens zu erfassen.

Wir könnten deshalb auch sagen: der Pragmatismus überträgt eine logische Anforderung an Identitätsbeziehungen in eine Methodik des rationalen Umgehens mit wechselnden Erfahrungssituationen. Das Erfassen der kontingenten Identität von Gegenständen wird in allen erfolgreich vollzogenen Erweiterungen unseres Wissens vorausgesetzt. Und mehr fordert diese Methode nicht.

Für die philosophische Klärung des Einsatzes der Logik im Nachdenken über den Zusammenhang von Logik und Erfahrung ist entscheidend, dass wir die logischen Eigenschaften dieser Ordnungskonzeption angeben können. Die Ordnung, die durch die Pragmatische Maxime gefordert wird, erfüllt einige der Bedingungen einer relationenlogischen Ordnungsrelation: Sie ist manchmal sowohl transitiv als auch reflexiv und manchmal auch antisymmetrisch.¹⁰ Für den philosophischen Begriff der Ordnung eines Überzeugungs- und Begriffszusammenhangs ist die komplexeste der drei relationalen Eigenschaften, nämlich die Transitivität, entscheidend. Sie ist die relationale Eigenschaft, die den übergreifenden Zusammenhang zwischen Begriffen und Überzeugungen in logischen Folgerungen

Logik, hinzu: »Logik ist die Theorie des selbstkontrollierten und überlegten Denkens und muß sich als solche auf die Ethik stützen.« (*Charles S. Peirce: Phänomen und Logik der Zeichen*, hrsg. und übersetzt von Helmut Pape, Frankfurt a. M. 1983 (19932), 41–42).

⁹ In: *The New Elements of Mathematics by Charles S. Peirce*. hg. von Carolyn Eisele, Vols. I–IV, The Hague/Paris 1976, Band III/2, aus einem Brief an P. E. B. Jourdain, vom 5. 12. 1908.

¹⁰ In der heutigen formalen Logik bezeichnet man eine solche Ordnungsrelation als Halbordnung: Eine Relation der Halbordnung ist dann gegeben, wenn eine Relation R in ihrem gesamten Bereich sowohl reflexiv, d. h. $\Box x (xRx)$, antisymmetrisch, d. h. $\Box x \Box y [(xRy \ \& \ yRx) \Box (x = y)]$ als auch transitiv, d. h. $\Box x \Box y \Box z [(xRy \ \& \ yRz) \Box (xRz)]$ ist. Diese formale Seite der Ordnung wird bereits in Peirces Arbeiten zur Relationenlogik von 1870 im Zusammenhang mit seiner Theorie der Identitätsrelationen beschrieben.

herstellen kann. In der Form des Prinzips des Syllogismus¹¹ regiert die Transitivität unser logisches Denken: Die zu Anfang zitierte Beschreibung erkenntnisweiternden Schließens (Peirce 1993, 474) behauptet nichts anderes als die Möglichkeit einer transitiven Beziehung zwischen bewussten und vorbewussten geistigen Prozessen. Peirce konzipiert die Verknüpfung aller Termini von relationalen Zusammenhängen durch einen Verknüpfungstyp bei dem je zwei Begriffe ein gemeinsames Glied haben. Die Eigenschaft der Anti-Symmetrie sichert die Gerichtetheit, d. h. Unumkehrbarkeit der Relation. Doch diese Eigenschaft ist für die in der Zeit ablaufenden Denk- und Erkenntnisprozessen trivialerweise erfüllt.

Die Transitivität kann auch als eine Anforderung an genügend vollständige Zeichenbeziehungen verstanden werden. Peirce gelangt zu seiner Zeichendefinition u. a. dadurch, dass er das von Aristoteles für Termini formulierte aristotelische Prinzip des *Nota Notae* verallgemeinert z. B. in MS 300¹², vgl. auch MS 646, in Peirce 1993) zu einer logischen Eigenschaft der von ihm definierten allgemeinen Zeichenrelation. Er definiert Zeichen dadurch, dass Transitivität zu einer Eigenschaft jeder echten Zeichenbeziehung wird. Der aristotelische Satz »Wenn etwas von Etwas als seinem Subjekt ausgesagt wird, so muß alles, was von dem Ausgesagten gilt, auch von dem Subjekt gelten«¹³ lässt sich verallgemeinern, wenn man das Verhältnis der Unterordnung eines Subjektbegriffs unter den Prädikatbegriff durch die Beziehung einander interpretierender Zeichen ersetzt. Wir können die semiotische Verallgemeinerung des *Nota Notae* (NN) durch die folgende Formulierung wiedergeben:

(NN) Wenn A bezeichnet, was B bezeichnet und B bezeichnet, was C bezeichnet, dann ist C ein Zeichen für A.

Transitivität kann aber auch als Eigenschaft von Relationen zwischen Zeichen Überzeugungen und Wahrnehmungen mit Handlungen dadurch verknüpfen, daß sie sie auf dasselbe Objekt bezieht. Wir fordern dann, dass eine vollständige Zeichenrelation nur besteht, wenn übergreifende Transitivitäten herstellbar sind, z. B. auf der Ebene von Aussagen propositional darstellbar oder aber als Beziehung von auf gleicher Ebene verknüpften nicht-propositionalen Zeichen vorliegen. Peirce fordert deshalb auch in seiner Definition der Zeichenrelation eine transitive, nicht abbrechende und einseitig offene Relation: Die *allgemeine* Zeichenbeziehung konstituiert eine transitive Ordnung des Verhältnisses von Objekt,

11 Das Prinzip des Syllogismus lautet: $(P \rightarrow Q) \& (Q \rightarrow R) \rightarrow (P \rightarrow R)$.

12 Alle durch »MS« eingeleiteten Zahlenangaben beziehen sich auf die Nummerierung der Mikrofilmausgabe des handschriftlichen Nachlasses von C. S. Peirce in Richard S. Robins »Annotated Catalogue of the Papers of Charles S. Peirce«, University of Massachusetts Press, 1967.

13 Aristoteles, Kategorien, 3. Kapitel, 1b, übersetzt von E. Rolfes, Hamburg 1925, 44.

Zeichen und Interpretation. Dies ist aber formal dieselbe Beziehung, welche die Pragmatische Maxime für das Verhältnis zwischen Begriff und Handlung als durch die Methode des klärenden Erkenntnisgewinns herzustellen fordert. Alle Peirce'schen Zeichendefinitionen schließen die Relation einer transitiven Ordnung ein. Betrachten wir eine späte Variante einer solchen Definition:

»Ein *Zeichen* ... ist alles, was in einer solchen Beziehung zu einem Zweiten steht, das sein *Objekt* genannt wird, daß es fähig ist ein Drittes, das sein *Interpretant* genannt wird, dahingehend zu bestimmen, daß es in derselben triadischen Relation zu jener Relation auf das Objekt steht, in der es selbst steht. Dies bedeutet, daß der Interpretant selbst ein Zeichen ist, der ein Zeichen desselben Objekts bestimmt und so fort ohne Ende.« (*Charles S. Peirce: Phänomen und Logik der Zeichen*, hrsg. und übersetzt von Helmut Pape, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1983 (1993²), 64)

Nach Peirce sind Zeichen also jene relationalen Systeme, die die Eigenschaft der Transitivität aufweisen und zwar so, dass transitiv das Herstellen der Relation der Interpretation in Bezug auf Objekte möglich wird. Uns interessiert hier nur, was die relationenlogische Eigenschaften diese Definitionen von allen Zeichen fordert: Sie legt nämlich fest, dass ein zweites Zeichen dann und nur dann der Interpretant eines ersten Zeichens ist, wenn

- a) beide Zeichen sich auf *dasselbe Objekt* beziehen und wenn
- b) sie dies aufgrund *derselben Relation* tun, in der sie beide stehen.

Dies sind aber relationenlogische Bedingungen, unter der die Eigenschaft der Transitivität in Form der Identität des Objekts vorliegen muss. Um die Eigenschaft der Transitivität identitätsrelational erfüllen zu können, muss ein relationaler Sachverhalt mindestens drei Relata umfassen und das gilt auch für Identitätsrelationen. Erweitern wir unser obiges Beispiel (1), so dass es transitiv und identitiv wird. Dies ist z. B. dadurch möglich, dass wir zu »Der Peter mit dem roten Buch ist dieselbe Person wie derjenige, den Du den Angeber mit dem Sportwagen genannt hast« noch hinzusetzen: »Und der Angeber mit dem Sportwagen ist der Mann, der gestern in unserem Haus war.« Anhand dieser beiden Identitätsaussagen können wir nun, die Transitivität einer der Identitätsbeziehung ausdrücken. Denn aus:

(2) Der Peter mit dem roten Buch ist dieselbe Person wie derjenige, den Du den Angeber mit dem Sportwagen genannt hast, und der Angeber mit dem Sportwagen ist dieselbe Person, die gestern in unserem Haus war,

folgt die transitive Identität:

(3) Der Peter mit dem roten Buch ist dieselbe Person, wie diejenige, die gestern in unserem Haus war.

Die Transitivität der Identitätsbeziehung zwischen den Objekten der Zeichen ist also das Zusammenhangsprinzip, das wir gesucht haben. Denn die Transitivität

einer Relation der Identität zwischen Zeichen ermöglicht ihre Fortsetzbarkeit durch andere, anschließende Relationen. In seiner Zeichendefinition fordert Peirce, dass die Folge der Interpretationen *prinzipiell* fortsetzbar sein muss. Sie wird natürlich effektiv von jenen Interpretationen, die Handlungen sind, auch manchmal beendet und abgebrochen. Doch was im Prozess des Erkennens und der Wissensverarbeitung die Fortsetzbarkeit begründet, ist die Transitivität der Identität der Objekte, die aufgrund der Zeichen herstellbar ist.

»Fortsetzbarkeit« kommt aber allen Relationen zu, welche die folgende Bedingung erfüllen: Gleichgültig, um welche Relation es sich handeln mag, wenn zwei Objekte in einer beliebigen Relation zueinander stehen und einer von ihnen steht zu einem dritten Objekt in dieser Relation, so steht auch das erste Objekt in derselben Relation zu diesem dritten, das wir durch dementsprechend verknüpfte Überzeugungen oder Handlungen verknüpfen. Das lässt sich formal folgendermaßen ausdrücken:

$$(x = y \ \& \ y = z) \rightarrow (x = z).$$

Aber wenn wir eine geeignete Relation wählen, dann kann dieses dritte Objekt jeder beliebige Gegenstand sein, der als Relat in diese Relation eintritt. Das bedeutet: Wir müssen nur eine transitive Relation finden, die weit genug ist, so dass sie sich auf Objekte gleich welcher Art erstrecken kann, und wir erhalten einen Zusammenhang, der nicht nur Identität erhält und wahrt, sondern immer neue Gegenstände als Objekte in dieser Relation einzubeziehen vermag. Die Semiotik und die Zeichenrelation war für Peirce philosophisch vor allem deshalb philosophisch so wichtig, weil das zeichenrelational produzierbare Gewebe der Zeichen, das unter dem Einfluss von Wahrnehmungen, Handlungen und interpretierenden Überzeugungen immer weiter wächst, diese Bedingung erfüllen kann, beliebige Objekte als Gegenstände von transitiver Beziehungen einzubinden.

Blicken wir zurück und fassen wir die pragmatische Forderung der Identitätsbewahrung und die formale relationenlogische Eigenschaft zusammen, so sehen wir: Mit der pragmatischen Maxime wird normativ gefordert, dass wir transitive Zeichenbeziehungen zwischen Überzeugungen, Wahrnehmungen und Handlungen herstellen, um den Zusammenhang von praktischen und theoretischen Begriffen von Gegenständen erkennen zu können. Nur so kann es uns gelingen, durch transitive Identitätsbewahrung unser Denken zu klären. Ansonsten könnten wir gar keine praktischen Wirkungen folgern, die für unseren Begriff eines Gegenstandes relevant wären. Wie schon das Prinzip des Syllogismus zeigt, ist die Transitivität eine Formeigenschaft des Folgerungsverhältnisses zwischen Aussagen. Da Transitivität aber auch für Relationen gelten kann, die zwischen Überzeugungen bestehen, die Handlungen und Wahrnehmungen eines Gegenstands unseres Denkens betreffen, so gilt:

Alle Begriffe, Überzeugungen, Wahrnehmungen und Schlussfolgerungen, die ko-referentiell sind, sind transitiv aufeinander bezogen.

Die Pragmatische Maxime fordert uns auf, dafür zu sorgen, dass die Anwendungsbedingungen transitiver Relationen durch *die Art unseres interpretativen Umgangs mit Erfahrung* erfüllt werden: Nämlich dann, wenn der Gegenstand eines Begriffs in Überzeugungen und Wahrnehmungen mit dem Objekten des Handelns in unserer Erfahrung verknüpft ist, können wir unser Denken über diesen Gegenstand klären.

4. Die transitive Konzeption einer unabhängigen Wirklichkeit

Wir sahen: Zwei Begriffe oder zwei Überzeugungen können wir in ihrem pragmatischen Gehalt vergleichen, wenn sie einen gemeinsamen Gegenstand haben. Einen solchen Vergleich wählt Peirce auch als erstes Anwendungsbeispiel für das »Prinzip« des Pragmatismus. Es geht dabei um die Frage der Transsubstantiation von Wein in Blut im Abendmahl, die Peirce hier, for the sake of the argument, als empirisch entscheidbares Problem auffasst. Die protestantische Auffassung besagt, dass der Wein nur im übertragenen Sinn das Blut Christi sei, während die katholische Auffassung behauptet, dass Wein im Abendmahl das Blut Christi sei, auch wenn er alle wahrnehmbaren Eigenschaften von Wein behalte. Peirce argumentiert nun, dass beide Begriffe von Wein pragmatisch identisch seien. Weil wir nämlich vom Wein nur »einen Begriff haben, der im Rahmen einer Überzeugung auftreten kann, einer Überzeugung entweder 1. daß dieses, jenes oder etwas anderes Wein ist; oder 2. daß Wein bestimmte Eigenschaften besitzt. Derartige Überzeugungen sind nichts anderes als Aufforderungen an uns selbst, daß wir, bei gegebenem Anlaß, hinsichtlich von etwas, von dem wir überzeugt sind, daß dies Wein ist, so handeln wie es den Qualitäten entspricht von denen wir glauben, daß Wein sie besitzt.« (W 3, 265-6¹⁴; CP 5.402) »Wein« ist ein sinnlich fassbarer Begriff. Unter »Wein« verstehen wir direkt identifizierbare und unterscheidbare Objekte unseres sensorischen Handelns, dass bestimmte sinnliche Eigenschaften erspürt. Die Handlungen und Wahrnehmungen, mit denen wir Wein identifizieren, z. B. wenn ich *diese Flüssigkeit* jetzt als *Wein* trinke, erfolgt stets in der Erwartung, daß sich ein bestimmtes Geschmackserlebnis einstellt. Reagieren wir auf den Probeschluck mit »Das schmeckt ja wie Essig«, dann hat es sich von Anfang an nur um Essig gehandelt oder der Wein ist zu Essig geworden. Auf jeden Fall handelt sich es nicht mehr um Wein im wahrnehmbar überprüfbareren Sinne. Der pragmatische Test stellt also eine vollständige, durch die Überzeugung vereinheitlichte Bedeutungsgleichheit für den Begriff der sinnlichen Qualitäten her. Damit ist entschieden, dass der protestantische und der

¹⁴ »W« gefolgt von der Bandnummer und Seitenangabe, z. B. wie hier »W 3, 256«, *Writings of Charles S. Peirce: A Chronological Edition*, hg. von M. Fisch, C. Kloesel, N. Houser et. al., Bloomington 1982–2000, bisher erschienen: Vol. 1–6.

katholische Begriff von »Wein« im Abendmahl pragmatisch nicht unterscheidbar sind.

Doch ist nicht gerade durch die pragmatische Auszeichnung wahrnehmbarer Wirkungen eine Konzeption von Wirklichkeit ausgeschlossen, die von Erfahrung unabhängig ist? Wir haben zwar das Zusammenhangsprinzip hinter dem Pragmatismus beschrieben und wir haben gesehen, dass den Peirce'schen Zeichenbegriff dazu bringt, sich fortentwickelnde, offene Beziehungen zwischen Interpretationen und Handlungen zu fordern. Damit wären zwar die ersten beiden Fragen des zweiten Abschnitts (oben, S. 4) provisorisch beantwortet. Doch in Hinsicht auf die dritte Frage nach der Wirklichkeitskonzeption haben wir noch keine Antwort gegeben.

Doch unsere Ausgangsposition für eine solche Antwort ist gut. Ein solcher Begriff von Wirklichkeit wird dann möglich, wenn wir auf den Versuch verzichten, einen essentialistischen Wirklichkeitsbegriff zu formulieren. Wiederum liefert die relationenlogische Eigenschaft der Transitivität einen wichtigen Hinweis. Denn Transitivität ist eine Eigenschaft von zweistelligen Relationen, die drei unterschiedene Objekte einbeziehen muss, um bestehen zu können. Es gibt nun alle möglichen Arten und Typen von Relationen. Das reicht von den räumlichen Relationen des Nebeneinander, über Relationen, die durch das Handeln von Menschen und das Eintreten von Ereignissen zustande kommen bis eben zu den Zeichenbeziehungen. Was das Bestehen einer Relation über die Wirklichkeit der in ihr auftauchenden Gegenstände voraussetzt, ist dabei ganz unterschiedlich. Wenn ich z. B. eine andere Person in den verlängerten Rücken treten will, so kann mir dies nur dann gelingen, wenn die andere Person auch tatsächlich existiert und zwar in meiner unmittelbaren räumlichen Nähe. Den Gedanken oder den Tagtraum von dieser Person kann ich nicht treten.

Bei transitiven, dreistelligen Relationen wie der Zeichenrelation ist das aber anders. Sie setzen nicht voraus, dass die Gegenstände, die in ihnen auftauchen auch tatsächlich existieren. Das Fortbestehen transitiver Relationen, das ich mit dem offenen Weiterführen eines Gewebes auf einem Webstuhl verglichen hatte, setzt etwas anderes voraus. Transitiv Relationen sind nämlich manchmal relationale Eigenschaften von Prozessen, und wenn das der Fall ist, können sie deren Entwicklung und Dynamik beschreiben helfen. D. h. die transitiven Relationen, wenn sie auf einen Zusammenhang zutreffen, sagen uns: Es gibt eine Abfolge der Ereignisse, die sich in der Wirklichkeit als ein solcher Prozess vollzieht, dass mit ihm die offene Transitivität der von uns gebildeten Zeichen, Bilder und Aussagen konsistent ist. Deshalb kann man aber von der offenen Transitivität der von uns vollzogenen Zeichenprozesse auf eine – wenn auch schwache und lokale – Prozessstruktur einer unabhängigen Wirklichkeit zurückschließen. Wir können folgern:

Die Wirklichkeit ist so beschaffen, dass in ihr eine übergreifende, wachsende Orientierung mit offen transitiven Zeichenbezügen *möglich* sein muss.

Die philosophische Konzeption der Wirklichkeit, die wir der Erfahrung unseres Denkens und Erkennens entnehmen können, lautet: Die Wirklichkeit ist nicht nur mit transitiv offenen Prozessen verträglich, sondern ist selbst, soweit wir das erkennen können, als ein transitiv offener Prozess strukturiert.

Diese Sicht von Wirklichkeit als Prozess ist die dem Zusammenhangsprinzip der Semiotik und des Pragmatismus entsprechende metaphysische Konzeption. Statt die Wirklichkeit z. B. von einzelnen Gegenständen oder Ereignissen zu privilegieren, tritt Peirce für die Realität und Erkennbarkeit der Prozesse und ihrer Struktureigenschaften ein, durch die wir mit der Welt verbunden sind. Ihr Ablauf ist jener Ausschnitt der Wirklichkeit, auf den wir einwirken und durch den wir stets beeinflusst werden und den wir – manchmal auch – erkennen können. Die Skepsis gegenüber einer substantiellen Wirklichkeitskonzeption ist sehr wohl vereinbar mit einem Plädoyer für die Objektivität und das ontologische Primat der logischen Struktur, die über den Ereignissen liegt. Dazu bekennt sich Peirce 1898:

»Was ist Wirklichkeit? Vielleicht gibt es so etwas überhaupt nicht ... Doch wenn es irgendeine Wirklichkeit gibt, dann wird, insofern es irgendeine Wirklichkeit gibt, diese Wirklichkeit in Folgendem bestehen: daß es im Wesen der Dinge etwas gibt, was dem Vernunftprozeß entspricht, daß die Welt lebt und sich bewegt und IHR SEIN HAT in einer Logik der Ereignisse. Wir alle denken, daß die Natur Schlüsse zieht. ... Ich weise darauf hin, daß die Evolution, wo immer sie stattfindet, eine ausgedehnte Folge von Verallgemeinerungen ist, durch welche die Materie immer höheren und höheren Gesetzen unterworfen wird.«¹⁵

Diese Passage berührt problematische Thesen der evolutionären Metaphysik, die wir von unserer Frageperspektive aus beiseite lassen können. Zwei Punkte sind wichtig:

1. Eine substanztheoretische und affirmative Wirklichkeitskonzeption wird von Peirce verworfen.
2. Damit ist eine Entscheidung für einen prozessontologischen, evolutionären Ansatz für den Begriff der Wirklichkeit verbunden. Was an Prozessen und Ereignissen wirklich ist, ist durch logische Struktureigenschaften fassbar.

Weil es gerade nicht auf die Beschaffenheit der Ereignisse selbst, sondern auf die Logik ihre ankommt, ist es möglich diese Prozesslogik an so unterschiedlichen Arten von Ereignissen wie dem schlussfolgernden Denken und der Evolution der physikalischen Wirklichkeit aufzuweisen. Damit ist aber deutlich: Logik, Zeichen und Wirklichkeit sind systematisch verknüpft. Denn der Übergang von der Logik, zur Semiotik, dann zum Pragmatismus und schließlich zur

¹⁵ Charles S. Peirce, *Das Denken und die Logik des Universums*, Übersetzung von C. S. Peirce »Reasoning and the Logic of Things«, Cambridge Conference Lectures von 1898, hg. und eingeleitet von H. Putnam und K. L. Ketner, Harvard UP 1992; Frankfurt a. M. 2002, 344).

evolutionären Metaphysik wird selbst wieder durch die Relationalität aller Ereignisse erforderlich. Die relationale Eigenschaft der Transitivität erweist sich somit nicht nur für die Zeichendefinition, sondern auch für den metaphysischen Wirklichkeitsbegriff als konstitutiv. Denn da die Pragmatische Maxime eine spezielle, auf das Objekt des Handelns gerichtete transitive Ordnung zwischen Begriffen und Überzeugungen fordert, die unumkehrbar und fortsetzbar ist, sind die formalen Bedingungen erfüllt, dass wir sagen können: Gleichgültig als was sich irgendein Gegenstand »in Wirklichkeit« erweisen wird, unsere Erkenntnisbemühungen sind gegenüber allen möglichen Bestimmungen transitiv offen.

5. Zusammenfassung und Schluss

Fassen wir zusammen. Wenn man Sie nach der Lektüre dieses Aufsatzes fragen würde, was die Philosophie von C. S. Peirce am Ende des 19. Jahrhundert auszeichnet, was würden sie antworten? Vielleicht sollten Sie dies antworten: der Gründer von Semiotik und Pragmatismus war ein Denker der unhintergehbaren Tiefe der Komplexität des Lebens, der Prozesse und Relationen, der wir vor allem durch die immer wieder zu erneuernde Einsicht in die relationale Offenheit unseres Verstehens gerecht werden können.

Das hört sich nach einem sehr abstrakten und lebensfremden Ergebnis an. Aber das ist es nicht. Denn richtig betrachtet leben wir auch unser alltägliches Leben stets aus der Fülle unreduzierbarer Komplexität heraus. Alle Philosophie, die zwischen Wirklichkeit und Schein dadurch unterscheidet, dass sie Komplexität auf einfache, atomare Strukturen zurückführen will, verfehlt diese Unhintergebarkeit der reich strukturierten Erfahrung. Doch mit der Verallgemeinerung der Transitivität in die Kontinuität der Seins- und Erfahrungsprozesse, kann Peirce auch die unabhängige und unbedachte Komplexität als Ausgangspunkt alles Erkennens zulassen. Der Mensch und seine Wirklichkeit sind philosophisch und logisch in dieser Komplexität nur als Teil eines Kontinuums von Prozessen und damit als Relationalität verständlich zu machen. Dies ist die Einsicht, die dem gesamten Peirce'schen Denken zugrunde liegt und um deren Ausarbeitung er gerungen hat: Wir sind stets auf eine unausschöpfbares Kontinuum des Wirklichen in einem offenen Prozess bezogen. Das einzige, was wir über die Wirklichkeit mit Sicherheit sagen können, ist in dem Satz formuliert, dass in ihr alle Formen unserer Darstellungen zum Abschluss kommen und dass alle unsere Orientierungen und Zwecke nur in ihr ihre Verwirklichung finden können. Diese relationale Konzeption denkunabhängiger Wirklichkeit ist aber mit der Offenheit des Gewebes der Zeichen und seinen Anfangsbedingungen vereinbar. Da diese Konzeption den Formen des Denkens und der Erfahrung folgt, können wir gleichzeitig über die Wirklichkeit behaupten, dass sie eine nicht abschließbare relationale Komponente aller Erfahrung ist. Wir – die Subjekte von

Erfahrung, Handeln und Erkennen – leben in einer Wirklichkeit, die wir zu einem Teil durch geistige Prozesse, durch Ziele, Hoffnungen und Zwecke immer aufs Neue zum Bestandteil unserer Erfahrung und unseres Handelns machen.¹⁶

Jener Prozess, der wir selber sind, kann als relationaler Teil die abstrakt im Begriff vage angedeutete mögliche Vollständigkeit des Wirklichen durch die Offenheit eines Darstellungsgeschehens wiedergeben, an dessen Entstehen wir durch unser handelndes Erkennen und erkennendes Handeln beteiligt sind. Ebenso wie der Weber und die Weberin gestaltend ein Gewebe herstellen, dessen Materialien aus der Wirklichkeit gekommen sind und durch ihr Tun zu einem neu gestalteten Teil der Wirklichkeit werden, so führt das Gewebe der Zeichen und Handlungen in eine Zukunft, zu der wir selbst beitragen können.

¹⁶ Nur unter der Bedingung, dass keine *Erfüllung* durch Handeln gleich welcher dieser Absichten, Ziele, Zwecke usw. mit der Wirklichkeit gleichgesetzt wird, bleibt die Unvollständigkeit und Fortsetzbarkeit von Erkenntnisprozessen möglich. Nur wenn wir uns dieser Offenheit alles Wirklichen stellen, sind wir wirklichkeitsgerecht orientiert.